

**„Hall in Bewegung: Spuren der Migration in Tirol“**  
**Text: Verena Sauermaun / Veronika Settele**

**Inhalt**

1. Vorgeschichte.....	2
2. Wohnen .....	2
2.1 Wohnbedingungen .....	3
2.2 Wohnungsbegehungen.....	4
2.3 Wohnungskämpfe.....	4
2.4 Neslihan Yüksel .....	5
3. Selbstorganisation: Vereine, Freizeit, Moscheen.....	5
3.1 Kenan Genç: Lebensgeschichte und Vereinsgründung.....	6
4. Sprache .....	7
2.1 Sprechen über Migration .....	9
5. Widerstand und Selbstermächtigung .....	10
6. Arbeitswelt.....	11
6.1 Die Tiroler Röhrenwerke und die „Gastarbeitermigration“ .....	11
6.2 Migrantische Selbstständigkeit .....	13
6.3 Familiengeschichte Onay .....	13
7. Transnationale Lebenswelten .....	14
8. Mediale Berichterstattung und Stadtchronik .....	15
9. Diskriminierende Erfahrungen und Rassismus .....	16
10. Rechtliche Rahmenbedingungen der (Arbeits-)Migration nach Österreich.....	16

## 1. Vorgeschichte

Die Geschichte von Hall i.T. ist – wie jede Stadtgeschichte – von jeher auch eine Migrationsgeschichte: eine Geschichte vom Kommen und Gehen. Das Phänomen der (Arbeits-)Migration nach Hall stellt somit keine neue Entwicklung und Erfahrung der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dar, sondern steht in einer langen Tradition. Vor allem Handel, Münzprägung und Salzbergbau veranlassten seit dem Mittelalter unterschiedlichste Menschen, nach Hall zu ziehen.

Unsere Spurensuche führte uns zu zahlreichen sichtbaren Überresten dieser frühen Migrationsgeschichten: Geht man vom Oberen Stadtplatz zur Pfarrkirche, passiert man den Grabstein von Bernhard Beham (Beheim) dem Älteren. Beham kam aus Böhmen nach Hall, wo er 1482 Münzmeister wurde. Der Grabstein zeigt Behams verrotteten Körper, der von Würmern und anderem Getier zerfressen wird. Der Tod war in der Zeit Behams allgegenwärtig. Die Pestepidemien des 16. Jahrhunderts forderten in Hall viele Tote: Bis zu einem Fünftel der Bevölkerung verstarb innerhalb kurzer Zeit. Der immense Bevölkerungsrückgang wurde durch Zuwanderung ausgeglichen (aus Bayern und Tirol, aber auch aus anderen Ländern).

Die Bekämpfung der Pest war ein zentrales Anliegen von Hippolyt Guarinoni, dem vielleicht berühmtesten Haller Migranten. Eine Straße und ein Haus in der Altstadt erinnern heute an ihn. Der Arzt und Lientheologe kam 1601 aus Trient nach Hall. Er wurde Stadtphysikus und Leibarzt der Erzherzoginnen (Eleonore und Maria Christierna) im Damenstift. Er bemühte sich um Hygiene als Prophylaxe zur Seuchenabwehr. Guarinoni ist auch für ein weniger rühmliches Werk bekannt: Mit seinem Buch über einen angeblichen Ritualmord im Jahre 1462 begründete er den bis ins 20. Jahrhundert praktizierten antijüdischen Kult um das „Anderl von Rinn“.

Beham und Guarinoni waren beide überdurchschnittlich gebildete und wohlhabende Migranten. Die Mehrzahl, die zum großen Teil aufgrund des Salzbergbaus nach Hall kam, wurde namentlich nicht erwähnt.

Während Zu- (wie auch Ab-)Wanderung in der Haller Stadtgeschichte eine Konstante ist, sind die einzelnen damit verbundenen Geschichten sehr unterschiedlich. Im 19. Jahrhundert war der Wechsel von einer Gemeinde in eine andere ein aufwändiges Unterfangen zwischen als kulturell unterschiedlich empfundenen Räumen. Auch die Bedeutung des Wortes „fremd“/„Fremder“ wandelte sich. Im 19. Jahrhundert wurden Menschen aus Innsbruck, ja sogar aus Absam, in Hall als „Fremde“ verzeichnet.

Während der Zeit des Nationalsozialismus kamen russische und polnische ZwangsarbeiterInnen ebenso nach Hall wie Südtiroler OptantInnen. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die ausländischen ArbeiterInnen wieder zurück in ihre Herkunftsländer verbracht. Diese Migrationsgeschichte Halls geht der strukturierten Arbeitsmigration ab den 1960er Jahren unmittelbar voraus.

Es gibt viele und sehr unterschiedliche Vorgeschichten der Migration in Hall, die man im Blick haben sollte, wenn man die (Arbeits-)Migration seit den 1960er Jahren betrachten will. Sie lassen die Wandel- und Veränderbarkeit von Begriffen und Kategorien sowie die Bedeutung struktureller Rahmenbedingungen sichtbar werden.

Als die Saline in den 1960er Jahren geschlossen wurde, kamen die ersten Menschen aus der Türkei und Jugoslawien nach Hall.

## 2. Wohnen

Wohnen ist ein menschliches Grundbedürfnis. Viele zugezogene ausländische Paare schalteten im Haller Lokalanzeiger Inserate, um eine Wohnung zu finden. Die Wohnungssuche war für Nichtöster-

reicherInnen außerordentlich schwierig in Hall. VermieterInnen wollten ihre Wohnungen lieber an InländerInnen vermieten.

## 2.1 Wohnbedingungen

In den ersten Jahrzehnten waren viele MigrantInnen mit schlechten Zimmern und Wohnungen konfrontiert. Sie wohnten entweder in ehemaligen Gasthäusern oder in sogenannten „Ledigenheimen“. Das Tiroler Röhrenwerk und die Baufirma Fröschl unterhielten solche Heime, vor allem für alleinstehende Männer. Der Wohnungsmarkt war zu klein, um die neuen HallerInnen aufnehmen zu können. Dies führte zu verstärkter Abhängigkeit: Der Arbeitgeber hatte auch jenseits der Arbeitszeit Kontrolle über das Leben seiner ArbeiterInnen, Ante Blatancić, der einige Jahre als Hausmeister im Ledigenheim des Röhrenwerks arbeitete, beschreibt dieses:

„Das sind die Zimmer wie ein Hotel. In der Mitte ist ein Gang, links und rechts sind Zimmer, bis 31. Und unten habe ich so eine Wäschekammer gehabt, Klopapier, und so, links rechts links rechts Zimmer, und in jedem Zimmer waren zwei Betten. Manchmal hat uns Doktor Baumgartner, der ist auch gestorben, heuer, glaube ich. Er hat von irgendeinem SPITAL Eisenbetten geholt, die im Ausschuss waren. Matratze und ein paar Decken - fertig. Nachtkastl, jeder hatte seinen Kühlschrank, und unten war eine Küche. Die Küche, so war's. Zuerst war da das erste Haus, da waren Italiener, also Südtiroler, und Österreicher, in dem Haus, im ganzen Haus, auch so dreißig Betten. Und später ist dieses Haus verkauft worden, ich weiß nicht, jemand hat's gekauft und Wohnungen gebaut. Ein Haus ist geblieben, wo ich Hausmeister war. Und [...] in diesem Haus war Jugoslawen und Türken. Unten waren die Türken und oben Jugoslawen, oder umgekehrt, ein paar Österreicher waren auch. Also, das war nicht so. Jeder hat gekocht. Wenn du kommst, unten, da riecht es nach türkischen Gewürzen, und oben, oje, das ist eine Schweinerei. Weißt du, was sie gekocht haben meistens? Sie haben Bauchfleisch gekauft, roh, sie haben einfach Salz und Paprika in ein Blech hinein, und Kartoffeln geschnitten und Zwiebeln und ins Rohr, das haben sie EWIG gegessen. EWIG. Und ich bin gekommen, habe gesagt, was hat, oje, Kartoffel mit Bauchfleisch. Und die Türken haben immer GEMÜSE gehabt, also Melanzani, Zucchini, und Jogurt drüber, ich habe das alles ausprobiert.“

MigrantInnen benötigten eine Aufenthaltsbewilligung und eine Beschäftigungsgenehmigung, um legal in Österreich wohnen und arbeiten zu können. Beide Bewilligungen waren aneinander gekoppelt: MigrantInnen mussten beide haben, um nicht illegalisiert zu werden. Beim Verhältnis von Beschäftigungsbewilligung und Aufenthaltsbewilligung „hat sich die Katz in den Schwanz gebissen“, sagt Karl Leidlmayer, ehemals zuständig für ausländische ArbeitnehmerInnen im Arbeitsamt Hall. Konnten MigrantInnen keine Wohnung nachweisen, bekamen sie keine Aufenthaltsbewilligung und keine Beschäftigungsbewilligung. Wurden MigrantInnen entlassen, verloren sie die Beschäftigungsbewilligung und somit die Aufenthaltsgenehmigung. Das schuf einen Zustand der Unsicherheit, an den sich Neslihan Yüksel erinnert: „Das mit der Aufenthaltsgenehmigung damals, das war so schrecklich, so unmenschlich!“

In den 1970er Jahren lebten viele MigrantInnen in Hall in Substandardwohnungen in der damals stark sanierungsbedürftigen Altstadt (Salvatorgasse, Schlossergasse, Rosengasse, Guarinonigasse, Arbesgasse usw.). Einige Gasthäuser (Gasthaus zum Bären, Gasthof Lamm, Gasthof Post, Gasthof Engl, Geisterburg, Aniser, Gasthof Lampl, Bräuhaus, Goldener Adler, Breze, Goldener Stern, Schwarzer Adler, Gasthof Hirsch) vermieteten Zimmer. Die Wohnungen waren sehr klein, oft teilten sich vier Menschen ein 10qm-Zimmer. Sie hatten nur kleine Fenster. Die BewohnerInnen kochten in ihren Zimmern auf Einzelherdplatten und wuschen auch sich und ihre Wäsche dort. Die Wäsche musste auf dem begrenzten Raum auch zum Trocknen aufgehängt werden. Wenn überhaupt, wurden die Zimmer mit Kanonenöfen mit Festbrennstoffen wie Holz beheizt. Da die Fenster keine Wärmedämmung hatten, war es meist kalt, feucht und muffig. Gelegentlich nisteten sich Schaben, Wanzen, Mäuse und sogar Ratten ein. Viele MigrantInnen arbeiteten in körperlich sehr anstrengenden Berufen. Sie kamen am Abend heim – müde und verschwitzt – und konnten sich nicht duschen und hatten in den mehrfach belegten Zimmern keine Privatsphäre. Trotzdem waren die Zimmer nicht günstig. Durch die Mehrfachbelegung verdienten die EigentümerInnen überdurchschnittlich viel. Nahide Ayyıldız, eine

betagte Zeitzeugin, erinnert sich an diese Jahre in Hall: „In dem Haus hat in nur einem Zimmer eine ganze Familie gewohnt, im gesamten Haus vielleicht vier Familien, insgesamt sehr viele Menschen, dreckig war's und hässlich.“

## 2.2 Wohnungsbegehungen

Wolfgang Reismann, langjähriger Leiter des Sozial- und Wohnungsamtes, berichtet von so genannten „Wohnungsbegehungen“. Die Zimmer oder Wohnungen von MigrantInnen wurden in den 1970er Jahren regelmäßig behördlich überprüft. Ziel der Überprüfungen war, zu kontrollieren, ob für die MieterInnen genug Wohnraum vorhanden war, hinreichend viele Fenster und keine offenen Feuerstellen. Die Kontrollen waren nicht angemeldet: Die Bezirkshauptmannschaft meldete einen Überprüfungstermin bei der Gemeinde an, die Gendarmerie riegelte die betroffenen Objekte ab – zum Teil wurden ganze Straßenzüge in der Altstadt abgesperrt. Zwölf Männer (Fremdenpolizei, Baupolizei, Vertreter des Wohnungsamtes, Sanitätspolizei und Amtsarzt) – zwei davon bewaffnet – verschafften sich am späten Abend Zugang zu den Wohnungen von MigrantInnen. Diese haben oft schon geschlafen und mussten nun sämtliche Papiere vorweisen. Wenn sie keine Aufenthaltsbewilligung oder Arbeitsbewilligung hatten, wurden sie direkt in einem vergitterten LKW zur Bundespolizeidirektion nach Innsbruck gefahren, um von dort aus gegebenenfalls abgeschoben zu werden. Reismann, der sich später für bessere Wohnbedingungen für MigrantInnen eingesetzt hat, erlebte diese „Wohnungsbegehungen“ als äußerst übergriffig: „Ich habe es als unangenehm empfunden, weil man oft in sehr private Sphären eingedrungen ist. Bedenkenlos und ohne Anklopfen – in einem Stil, den man sich heute nicht mehr vorstellen kann.“

Mit Nahide Ayyıldız erinnert sich eine Betroffene dieser verharmlosend als Wohnungsbegehungen betitelten Razzien. Die Polizisten „haben in der Nacht geklopft, mussten aufmachen; in unserer Wohnung hat sich ein Türke angemeldet [ohne dass sie es wussten] – ein Monat lang ist jeden Tag die Polizei gekommen, um diesen Türken zu finden.“

## 2.3 Wohnungskämpfe

Vor allem migrantische Familien mit Kindern konnten solche Verhältnisse nicht in Kauf nehmen. Arif und Sever Yıldırım lebten in den ersten Jahren in einem Zimmer – die Toilette teilten sie sich mit den anderen BewohnerInnen des Stockes, zum Duschen gingen sie ins Städtische Kurbad. Als 1976 ihre Tochter auf die Welt kam, übersiedelten sie in eine 2 Zimmer-Wohnung in der Fassergasse. Dort war im ganzen Haus kein Bad. Das war für eine Familie mit einem kleinen Kind kein tragbarer Zustand. Der Schlosser Arif Yıldırım entschied kurzerhand, selbst eine Duschkabine in die Wohnung einzubauen. Der Eigentümer genehmigte den Bau, Yıldırım baute die Duschkabine ein und kaufte einen Warmwasserboiler. Der Boiler lief Tag und Nacht, was die Stromkosten enorm in die Höhe trieb. Daher wollte er beim Stadtamt Nachtstrom anmelden. Da das Haus schon alt war, musste das Stadtwerk kontrollieren, ob die Leitungen den Starkstrom überhaupt aushalten würden. Nach der Kontrolle wandte sich das Stadtwerk an den Hauseigentümer: Im gesamten Haus müssten sämtliche Kabel und Sicherungen erneuert werden. Arif Yıldırım erinnert sich noch gut an die Reaktion des Eigentümers: „Er war so zornig auf mich, er hat ein paar Monate nicht mit mir geredet.“

Das gesamte Haus war in einem schrecklichen Zustand. Der Eigentümer versprach den MieterInnen schon bei deren Einzug, es bald zu renovieren. Doch 20 Jahre lang hat er sein Versprechen nicht eingelöst, dann verstarb er. Seine Erben wollten die MieterInnen zum Auszug bewegen, um das Haus abzureißen. Familie Yıldırım war sich bewusst, dass es für sie als türkische Familie in Hall schwierig sein würde, eine neue Mietwohnung zu finden. Auch die anderen Parteien wollten nicht ausziehen, weshalb sie die Baubehörde einschalteten. Die Baubehörde gab jedoch den Auftrag, das Haus abzureißen. Den MieterInnen wurde gekündigt, ohne dass sie einen Anspruch auf eine Ersatzwohnung hatten. Ein Beitrag in „Tirol heute“ (ORF Tirol, 8.2.1991) erzählte diese Geschichte der Wohnungsnot und zeigt das heruntergekommene Haus.

Arif Yıldırım war bewusst, dass auch Anfang der 1990er Jahre eine Wohnungssuche in Hall alles andere als ein Kinderspiel war. Gemeinsam mit einer Nachbarin wurde er deshalb zum damaligen Bürgermeister Franz Posch. Sie verlangten eine Stadtwohnung, obwohl Familie Yıldırım nur die türkische

Staatsbürgerschaft besaß. Posch verweigerte diese. So drohte Arif Yıldırım, als Zeichen des Protests vor der Pfarrkirche in einem Zelt mit seiner Familie zu campieren. Die Drohung musste er jedoch nicht in die Tat umsetzen: Mit Beharrlichkeit, Mut und Durchhaltevermögen kam Familie Yıldırım zu einer Betriebswohnung des Haller Textilwerks.

## 2.4 Neslihan Yüksel

Neslihan Yüksel (geb. Genç) kam 1991 als 17jähriges Mädchen nach Hall. Sie hatte in Trabzon am Schwarzen Meer, im Nordosten der Türkei, das Gymnasium abgeschlossen und wollte in Innsbruck Rechtswissenschaften studieren. Ihr Vater, Kenan Genç, arbeitete und lebte bereits in Tirol – er wollte seiner Tochter hier ein Studium ermöglichen. Dies stellte sich jedoch als unmöglich heraus. Neslihan Yüksel bekam – und dies auch nur über die Kontakte ihres Vaters – eine Stelle im Altersheim „Haus zum guten Hirten“. Von den Wohnbedingungen in Hall war sie anfangs entsetzt:

„Ich habe gedacht: schön! Wir fahren nach Europa! Ich habe mir das ganz anders vorgestellt. Wir haben damals zu viert in einer Zwei-Zimmer-Wohnung gewohnt, die kein Bad hatte. Der ganze Stock hatte nur ein Klo! Das war der Schock meines Lebens. Es war sehr schwierig, eine Wohnung zu finden.“

## 3. Selbstorganisation: Vereine, Freizeit, Moscheen

MigrantInnen konnten sich im Hall der 1970er Jahren nicht einfach in irgendeinem Lokal miteinander treffen, um dort miteinander zu reden, Musik aus dem Heimatland zu hören oder auch nur, um einen Kaffee zu trinken. Oft wurde ihnen der Zugang verwehrt. Eine Ausnahme war das Café Kasenbacher. „Dort gab es den besten Cappuccino“, erinnert sich Muharrem Ayanlar. Der damalige Chef, Willi Kasenbacher, hatte seine Türen für alle Gäste offen. Bald wurden sogenannte türkische Abende gestaltet. Arif Yıldırım trat dort mit seiner Gruppe auf. Ayhan Karagüzel machte allerdings noch in den 1980er Jahren un gute Erfahrungen: er wurde nicht in den „Schwarzen Adler“ hineingelassen: „Ich wollte in den Schwarzen Adler gehen, aber sie haben gesagt sie wollen keine Ausländer.“

Auch deswegen gründeten MigrantInnen Vereine. Zwischen 1970 und 2000 wurden in Hall 13 Vereine in das Vereinsregister eingetragen: die meisten davon waren Freizeit- oder Kulturvereine, es gab auch Sportvereine und religiöse Vereine. Kenan Genç gründete 1966 (ohne Eintragung ins Vereinsregister) einen ersten migrantischen Verein, den „Türkischen Verein“, um sich mit anderen in Hall und Innsbruck lebenden Türken zu vernetzen. Ziel war gegenseitige Hilfe bei Arbeitssuche, Übersetzungen oder Amtsgängen. Der Verein traf sich im „Schwarzen Adler“ – der Wirt spielte für sie türkische Musik. Dieser sehr frühe migrantische Verein wurde jedoch schon 2 Jahre später (1968) aufgelöst, als Kenan Genç in die Türkei zurückkehrte.

Sobald migrantisches Leben im öffentlichen Raum sichtbar wurde, kam es zu Reibereien: Der 1984 gegründete Verein „TUZ Gölü – Türkischer Freizeit- und Sportverein“ musste 1996 auf Beschwerden von AnrainerInnen reagieren. BewohnerInnen schrieben einen Beschwerdebrief an die Sicherheitsdirektion und sammelten Unterschriften. Die Vereinsmitglieder seien zu laut, sie würden Alkohol trinken und zu viel rauchen. Der Gendarmerieposten in Hall reagiert darauf: Es wäre lediglich zweimal Anzeige erstattet worden, außerdem kann diesem Verein mit nicht strengeren Richtlinien begegnet werden, als anderen Vereinen oder Lokalen in derselben Straße.

Sport – vor allem Fußball – war ein beliebtes Hobby. Auch Ayhan Karagüzel (geb. 1960 in Adapazarı) war als Vereinsmitglied und Trainer in diversen Fußballvereinen aktiv. Von 1977 bis 1981 spielte er selbst Fußball: in der Mannschaft der Tiroler Röhrenwerke, im Haller Fußballverein und mit türkischen Kollegen. „Sieben Tage die Woche habe ich neben meiner Arbeit beim Röhrenwerk noch Fußball gespielt. Danach war ich immer sehr müde.“ Nach einer schweren Verletzung musste er seine eigene Sportlerkarriere aufgeben. Er gründete 1985 mit anderen türkischen Migranten den „Fußballclub der türkischen Jugend Hall in Tirol“ und arbeitete als Trainer. Österreichische, türkische und jugoslawische Jugendliche spielten dort gemeinsam Fußball.

Heute existieren zwei religiös-islamische Vereine in Hall: in der Behaimstrasse 3 die „AIF Österreichische Islamische Föderation Hall in Tirol“ (gegründet 1987), und unter der Adresse Heiligenkreuz 36C die „ATIB Hall in Tirol“ (gegründet 1983). Beide Vereine kümmern sich neben der religiösen Bildung auch um die Freizeit ihrer Mitglieder. Sie haben viele Aufgaben von anderen Vereinen übernommen. Es werden Feste veranstaltet, gemeinsam gefrühstückt, gebetet, gespielt oder auch Sport getrieben. Die beiden Moscheen sind Orte des Zusammenseins. Menschen treffen sich dort, die Gemeinsamkeiten haben: die gleiche Religion, vielleicht das gleiche Geburtsland oder eine ähnliche Migrationserfahrung. Auch junge muslimische HallerInnen treffen sich dort.

1995-98 war Arif Yıldırım Obmann der ATIB-Moschee (Interview min. 01.13.00), heute ist es Fahrettin Sahinkaya.

Als weiteren migrantischen Verein in Hall gibt es den „Gesellschaftsverein der Jugoslawischen Arbeiter – SLOGA Hall“, der 1981 gegründet wurde. Dieser Verein findet sich in der Berichterstattung des Haller Lokalanzeigers wieder. 1985 erschien der Artikel „Sportliche jugoslawische Gastarbeiter“, der verrät, dass die Mitglieder sehr aktiv waren: es wurde Schach gespielt, Tischtennis, Fußball, und gekegelt.

Menschen migrieren mit ihren Geschichten, Einstellungen und Werten. MigrantInnen brachten viel mehr aus ihren Herkunftsländern mit als sich selbst und ihre Koffer. So gab es konservative, aber auch progressive Vereinsgründungen, aber auch unpolitische Gruppen.

### **3.1 Kenan Genç: Lebensgeschichte und Vereinsgründung**

Kenan Genç kam 1965 nach Hall. Er war damals 22 Jahre alt und hatte gerade in der Türkei seinen Militärdienst absolviert. Gemeinsam mit seinem Bruder hatte er eine Ausbildung zum chemischen Reiniger in Trabzon (am Schwarzen Meer) gemacht, die Familie hatte dort eine Reinigung.

Sein Schwager, der damals schon in Deutschland arbeitete, fragte ihn bei einem Besuch in Istanbul, ob Kenan mit ihm kommen wolle. Als junger ungebundener Mann überlegte er nicht lange und stieg in den kleinen Käfer, in dem sie zu fünft Richtung Deutschland fuhren. Bei einem Stopp in Innsbruck kamen sie in ein Gasthaus am Bahnhof. Dort wurde Herr Genç von einem anderen Türken gefragt, ob er nicht hier arbeiten wolle. Kenan entschied sich zu bleiben – er hatte genug von der langen Fahrt im kleinen Auto – und ging am nächsten Tag zu Romberg Textilien. Dort arbeitete er drei Tage, dann kam die Fremdenpolizei und Herr Genç musste auf der Bezirkshauptmannschaft Auskunft geben, warum er hier sei und was er hier mache. Mit Hilfe eines Dolmetschers erklärte er, dass er gerade erst gekommen sei und gerne hier arbeiten wolle. So bekam er ein erstes Arbeitsvisum und wechselte an einen anderen Arbeitsplatz, eine chemische Reinigung in der Amraserstraße. Aber auch dort blieb er nicht lange, weil ihn ein österreichischer Kollege fragte, ob er nicht für ein höheres Gehalt in Hall arbeiten wolle. Weil er den Wechsel seinem Chef nicht verraten wollte, erzählte Kenan, er ginge nach Wien. Diese Lüge ist ihm noch heute unangenehm. Der Chef wollte seinen guten Arbeiter nämlich nicht verlieren und rief in allen Reinigungen an, ob Kenan nun bei ihnen arbeite. So kam es, dass er ihn schließlich in Hall fand und sie sich aussprachen. Der Chef mahnte Herrn Genç zur Ehrlichkeit, da er in Wien viele Kontakte habe und ihm gerne helfen wollte, wenn er denn wirklich nach Wien ginge. Die neue Arbeitsstelle in Hall, bei der er nun einige Zeit bleiben sollte, wurde wiederum von einem sehr netten Arbeitgeber geführt. Eines Tages stand dieser in der Tür und beobachtete Herrn Genç und seinen Bruder bei der Arbeit, dabei wurde er ganz sentimental und meinte, dass er noch nie solche Arbeiter hatte. Als er krank wurde und in Innsbruck im Sanatorium lag, beauftragte er Kenan auf das Geschäft aufzupassen. Seine Frau kümmerte sich um eine Unterkunft für Herrn Genç und seinen Bruder. Die Brüder wohnten bei einer Familie in Mils. Damals gab es dort noch keine Straßennamen, die Adresse war Mils 124. Sie hatten ein Zimmer und benutzten das Bad der Familie mit. „Diese Zeit habe ich in guter Erinnerung, das war eine gute, nette, liebe Zeit.“ Eine dieser Erinnerungen ist die Freundschaft mit Karl Leidlmair. Mit diesem beschloss er eines Tages im Gasthaus, gemeinsam den Führerschein zu machen. Dies war leichter gesagt als getan, zuerst fiel Karl Leidlmair durch die Prüfung und anschließend Herr Genç. Als sie die Prüfung am 9. Mai 1966 dann gemeinsam bestanden,

gab es umso mehr Grund zum Feiern. Bald darauf kaufte sich Herr Genç einen zehn Jahre alten Mercedes, der viel Benzin brauchte.

Herr Genç erinnert sich, dass 1965 insgesamt sechs Türken in Hall lebten, zwei arbeiteten beim Röhrenwerk, drei auf der Baustelle und er war der einzige mit Ausbildung.

Kenan Genç gründete 1966 den „Türkischen Verein“, dessen Obmann er dann auch war. Ziel war die Organisation der in Hall und Innsbruck lebenden Türken, Unterstützung bei Arbeitssuche und Übersetzungen. Insgesamt hatte er etwa 20 Mitglieder. Das Vereinslokal war der Gasthof Schwarzer Adler in Hall, im ersten Stock war immer ein Tisch für sie reserviert und der Wirt spielte türkische Musik. Den Verein gab es nur gute anderthalb Jahre, da er sich mit der Rückkehr Genç s in die Türkei 1969 auflöste.

1969 kaufte Herr Genç eine große Reinigungsmaschine der Firma Christ in München und ließ das drei Tonnen schwere Ungetüm mit dem Zug in die Türkei bringen. Er fuhr der Maschine hinterher und eröffnete in Ankara eine Reinigung. Kenan Genç ist Geschäftsmann. Wann immer sich eine gute Möglichkeit bot, verkaufte er sein Geschäft und startete ein neues. Insgesamt hatte er drei Reinigungsfirmen in der Türkei. Nach dem letzten Verkauf wurde jedoch das Geld knapp und die Kinder größer. Deshalb entschloss er sich, nach 20 Jahren wieder nach Österreich zurückzukehren.

Sein Bruder lebte in Innsbruck, die ersten Monate verbrachte er bei ihm und organisierte sich Arbeit und Unterkunft für den Teil seiner Familie, der ihm nachfolgen sollte. Im Gegensatz zu der Zeit der 1960er Jahre war das zweite Mal in Österreich weniger schön. In der Türkei war er Arbeitgeber gewesen und hier musste er wieder ganz unten anfangen: „Ich war eine Null, ein Arbeiter“. Dass er jedoch so schnell und problemlos Arbeit fand, war das Verdienst Karl Leidlmairs, der inzwischen Leiter der Arbeitsamtes Hall war. Herr Genç arbeitete acht Jahre bei Wedl, anschließend weitere acht Jahre in einer Druckerei in Kematen, bevor er in den wohlverdienten Ruhestand ging. Die Firma Wedl kündigte Kenan Genç unerwartet nach acht Jahren, was er darauf zurückführte, dass er auf die zehnjährige Betriebszugehörigkeit zusteuerte, die eine Kündigung erschwerte. Auch die Wohnsituation war ungut. Es war sehr schwierig eine Wohnung in Hall zu finden, er konnte nur durch Bestechung eines Kollegen eine für sich und seine Familie mieten. Diese war überteuert und zudem Substandard: Das gesamte vierstöckige Haus teilte sich eine einzige Toilette, Bad gab es gar keines. Hinzu kam, dass die aufenthaltsrechtliche Situation angespannt war, alle sechs Monate mussten sie sich beim Gericht melden.

#### 4. Sprache

Sprache ist nur eine Facette grenzüberschreitender Migration. Im dominanten öffentlichen Diskurs heute wird das Erlernen der Mehrheitssprache ununterbrochen als notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Integration beschworen. Migration und Sprache werden deshalb oft im gleichen Atemzug genannt: es geht um verschiedenen Sprachen, die ÖsterreicherInnen und MigrantInnen sprechen, um das (Nicht-)Lernen der deutschen Sprache, um sprachliche Missverständnisse oder Kommunikation trotz unterschiedlicher Sprachen.

Verleiht man der heutzutage meist scharf vorgebrachten sprachlichen Integrationsforderung historische Tiefenschärfe, so wird die Unangemessenheit der „Ausländer müssen Deutsch lernen“-Parole deutlich. In den frühen Jahren der Ausländerbeschäftigung in Österreich fehlte die entsprechende Infrastruktur dafür nahezu völlig. Hinzu kamen äußerst ungünstige Rahmenbedingungen für das Erlernen der neuen Fremdsprache: Lange Zeit glaubten sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer, dass die neuen ArbeiterInnen nach kurzer Zeit in ihre Herkunftsländer zurückkehren würden. Franz Fröschl, Inhaber einer großen Baufirma in Hall dazu: „Kommunikation war bescheiden: es gab keine Deutschkurse, daran wurde auch nicht gedacht; die Migranten wollten 10/12 Stunden arbeiten, möglichst viel Geld verdienen, das 2-3 Jahre, dann heim, keinen Kurs besuchen“. (Gespräch mit Franz Fröschl, 7.6.2013). Überstunden und Schichtdienste wurden gemacht, um mehr Geld verdienen zu

können. Mehrbettzimmer bieten keine anregende Lernatmosphäre. Außerdem wurde ArbeitsmigrantInnen in Hall der Zugang zu vielen Lokalen verwehrt. So blieben sie eher unter sich und trafen sich bald in migrantischen Vereinen, in denen vermehrt ihre Erstsprache gesprochen wurde. Aber auch auf Seiten der Arbeitgeberseite wurde dem Spracherwerb der neuen Arbeitskräfte wenig Aufmerksamkeit geschenkt: Die Tiroler Wirtschaftskammer lehnte 1967 den Vorschlag, Türkisch-Deutsch-Wörterbücher an Vorarbeiter zu verteilen ab, da dies dem Arbeitgeber nicht dienlich sei und die „Überlassung derartiger Wörterbücher, die sich auf Türkisch-Deutsch beschränken, lediglich geschenkshalber an türkische Arbeitnehmer“ deshalb „durchaus entbehrlich“ ist.

Im Röhrenwerk hat sich auch diesem Thema der Betriebsrat angenommen:

„Wir vom Betriebsrat haben auch geschaut, dass sie Deutschkurse besuchen. Das hat es aber damals alles noch nicht gegeben, das war ja ein Wahnsinn. Zusammen mit dem BFI haben wir angefangen Deutschkurse zu veranstalten. Vor 30 Jahren hat es einen Scheißdreck gegeben; vieles was heute selbstverständlich ist. Dass türkische Kollegen und jugoslawische Kollegen Deutsch lernen können, das war nicht so einfach. So haben wir selbst in unserer Freizeit zusammen mit ihnen im alten Gebäude der Firma einen Schulungsraum gebastelt. Wir haben geschaut, dass wir vom BFI die alten Laptops, mit den grünen Monitoren noch, bekommen und haben geschaut, dass sie ein bisschen mehr Bildung bekommen, dass sie das ein mal eins lernen. Bis zum Schluss, also bis jetzt in den 90er-Jahren, habe ich auch Analphabeten gehabt.“ (Norbert Klotz)

Einen alltäglichen Unwillen seitens der Mehrheitsbevölkerung bemerkte Mustafa Onay dennoch oft:

„Kaum hast du als Migrant den Mund aufgemacht, fängt dein Gegenüber an, mit dir gebrochen Deutsch zu reden. Da denke ich mir, dass diese Typen von Menschen nicht, entweder aufgrund seines Umfeldes oder auch einfach so, die Person nicht gewillt ist dem Ausländer einen gewissen Status anzuerkennen. Wie kann ich bitte von jemandem erwarten, fließend Deutsch zu reden, wenn ich mit dem nie fließend Deutsch geredet habe?“

Sobald es privaten oder beruflichen Kontakt mit ÖsterreicherInnen gab, ließ sich das schwierige Deutsch wie nebenbei lernen: Ante Blatancić zog 1965 zu seiner Freundin nach Tirol, das junge Paar sprach Deutsch miteinander, Sprache konnte sich so nie zu einer Barriere entwickeln. Slavica Stock, die 1972 aus Kroatien mit ihrer Mutter nach Hall zog, hat durch das Umfeld bei der Firma Dinkhauser Kartonagen Deutsch gelernt:

„Meine Seniorchefin, das war eine sehr gute Chefin muss ich sagen, aber eine strenge Chefin. Sie hat zum Beispiel zu mir gesagt ich soll ihr einen Pinsel bringen. Sie hat aber nicht gesagt, wie das aussieht. Und dann hab ich gesucht, ich hab ihr Gegenstände gebracht, ich glaub zwanzig Gegenstände, bis ich den Pinsel erwischte. Und so lernt man schnell Deutsch. Daheim habe ich mir dann viel selber mit dem Wörterbuch beigebracht.“

Auch Mustafa Onay betont, wie wichtig freundschaftlicher Kontakt mit ÖsterreicherInnen für den Erfolg seiner Familie war:

„Unsere Familie hatte sehr viel Glück. Wir wären nicht diese Familie, die wir heute sind, wenn wir nicht Nachbarn gehabt hätten, die sich unserer angenommen haben, zum Beispiel mein Volksschuldirektor. Er hat mir in den Ferien unentgeltlich Nachhilfe gegeben. Auch bei meinen Geschwistern war es so: es gab immer NachbarInnen oder so, die uns unterstützend unter die Arme gegriffen haben; wir sind 4 Geschwister, alle haben wir die Matura.“

Um den Alltag in einem Land zu bewältigen, dessen Sprache man gar nicht spricht, braucht es eine Menge Mut und Zuversicht. Neslihan Yüksel, die als 17-jähriges Mädchen nach Hall kam, erinnert sich an eine sehr schwierige Situation, unmittelbar nach ihrer Ankunft in Österreich:

„Meine Mama war total krank, sie hatte hohen Blutdruck und lag bewusstlos in der Wohnung. Ich habe kein Wort Deutsch gesprochen und bin alleine mit dem Wörterbuch zu Doktor Platzer gegangen. Ich habe ihm erzählt, dass es meiner Mutter schlecht geht, sie liegt zu Hause. Er hat mir eine Überweisung geschrieben und gesagt, sie muss ins Krankenhaus. Wir sind dann mit der Rettung ins Krankenhaus gefahren, es ging ihr dann bald besser. Ich habe das alles mit dem Wörterbuch geschafft! Ich habe gedacht: ich kann fliegen!“

Der HAK-Schüler Edin Spahic erzählt die Geschichte des Wörterbuchs:

„Mein Vater ist im Sommer 1989 nach Hall in Tirol aus dem ehemaligen Jugoslawien gekommen. Er mietete damals eine kleine 2 Zimmer-Wohnung und arbeitete als Schlosser. Da er viel arbeiten musste und auch viel kommunizierte, konnte er auch schnell Deutsch lernen. Ein halbes Jahr später kam meine Mutter nach. Sie konnte nur wenig Deutsch. Eine Nachbarin lud sie freundlicherweise eines Tages ein und brachte ihr einige wichtige Sätze bei. Kurze Zeit später kaufte sie sich dann auch ein Wörterbuch und pflegte Kontakte mit Österreichern, damit sie so schnell wie möglich die Deutsche Sprache erlernen konnte.“

## 2.1 Sprechen über Migration

Im dominanten Diskurs über Migration wird nicht nur „die Sprache der MigrantInnen“ thematisiert, sondern auch das Sprechen über Migration. Die klassischen ArbeitsmigrantInnen der 1960er Jahre wurden „Gastarbeiter“ genannt. Der Begriff ist keine Neuerfindung – bereits im Nationalsozialismus wurden jene Menschen, die vom Regime offiziell angeworben wurden, „Gastarbeiter“ genannt.

Der „Gastarbeiter“-Begriff der 1960er Jahre ist gleichzeitig euphemistisch und reduzierend: reduziert wurden die Menschen, die nach Österreich kamen, auf ihre Arbeitskraft; euphemistisch ist der Begriff, weil sie weder als Gäste kamen, die normalerweise ja nicht arbeiten, noch als solche behandelt wurden.

Auch Mustafa Onay ärgert der Begriff:

„Und, sind wir uns ehrlich, wenn ich zu euch auf Besuch komme, dann bin ich am ersten Tag Gast, dann bin ich am zweiten Tag Gast, dann bin ich am dritten Tag noch Gast, dann bin ich vielleicht in der ersten Woche noch Gast – aber nach einem Monat bin ich doch kein Gastarbeiter mehr. Den Begriff Migrant gibt's seit vielleicht seit zehn Jahren. Also hat man 33 Jahre verschlafen – 33 Jahre verschlafen! Wenn jemand hier seinen Unterhalt verdient und seine Abgaben zahlt und sich normal aufführt, dann finde ich, sollte der gleich behandelt werden wie jeder Österreicher, wie jeder Tiroler.“

In den 1980er Jahren wurde der „Gastarbeiter“ vom „Ausländer“ abgelöst. Langsam wurde klar, dass einige ihren Lebensmittelpunkt dauerhaft nach Österreich verlegen wollen bzw. bereits verlegt haben. Sie wurden „Ausländer“ genannt – um auszudrücken, dass diese Menschen aus einem anderen Land kommen, nicht von hier sind, und nicht dazugehören (werden). Der Begriff „Ausländerproblematik“ zeigt dies auch – Menschen wurden primär als Problem wahrgenommen.

All die Benennungen bleiben einseitig: sie sind keine migrantischen Selbstbezeichnungen. Die ehemaligen „Gastarbeiter“, die in Österreich geblieben sind, haben meistens die österreichische Staatsbürgerschaft angenommen, oder leben zumindest länger in Österreich als in ihrem Geburtsland. Ohne sie wäre die Haller Gesellschaft nicht mehr denkbar.

## 5. Widerstand und Selbstermächtigung

Lange fehlten MigrantInnen essentielle betriebliche Mitbestimmungsmöglichkeiten, wie das passive Wahlrecht zum Betriebsrat in Österreich. Zu dieser strukturellen Benachteiligung kamen und kommen häufig Widerstände von der Arbeitgeberseite. Norbert Klotz, der sich Zeit seines Lebens für die Rechte von ArbeiterInnen einsetzte, sagt dazu: MigrantInnen im Betriebsrat,

„das gab es selten. auch bei Fröschl, Innerebner, etc. – Franz Fröschl hat bis heute Betriebsrat verhindert, auch sein Vater. Vor allem Ausländer wollte man partout nicht im Betriebsrat haben. Nicht nur wegen der Sprache – die sollen die Gosche halten und buckeln. [...] Ich war immer maßgeblich beteiligt bei der Geschäftsführung in Wien von der Gewerkschaft Metall, dass sie endlich auch das passive und aktive Wahlrecht haben, haben sie nachher auch bekommen, aber das passive, dass sie gewählt werden dürfen, war lange Jahre tabu, und da war ich einer der Vorreiter, dass in Wien und immer wieder eingesetzt, und wenn wir Schule gegangen sind waren meine türkischen und jugoslawischen Kollegen die einzigen, die gewesen sind. Und das ist bis heute so, wir haben heute noch so *halberte* rassistische Betriebsräte, die sagen ein Jugoslawe und ein Türke hat auf einem Betriebsrat nicht oben zu sein. Ich habe jetzt gerade eine Auseinandersetzung bei der Firma Wedl, da habe ich jetzt gerade geholfen, dass die Türken einen Betriebsrat wählen, da hat der Geschäftsführer die Jugoslawen aufgehetzt, die wollten sie kündigen, wir haben jetzt vor Gericht gewonnen, und ich bin stolz darauf, weil da werden nämlich Missstände, dass die Leute 14 Stunden mit dem Bus fahren, mit dem Auto fahren müssen, ist heute noch so.“

Die Gründung des Arbeiterbetriebsrats der Firma Wedl am Standort Mils hatte starke Widerstände zu überwinden. Nach bereits vier missglückten Versuchen in den letzten 50 Jahren, war sie im April 2012 schließlich erfolgreich. Die vorangegangenen Versuche scheiterten am Widerstand der Arbeitgeberseite. Kadir Solmaz und Mustafa Ekenler waren die Initiatoren des erneuten Vorstoßes 2012. Sie waren unzufrieden mit der firmeninternen Kommunikation: „Das Hauptproblem war, dass man nicht mit uns geredet hat“. Mit der Gründung eines Arbeiterbetriebsrates ist gegenseitiger Austausch nun garantiert. Wichtige Themen der jungen Tätigkeit sind, Auskünfte über Lohnzettel einzufordern sowie für die Einhaltung von gesetzlichen Arbeitszeiten und Sicherheitsvorschriften einzutreten. Ein Beispiel ist Arbeitskleidung. Bisher mussten diese aus eigener Tasche bezahlt werden, nun kommt die Firma dafür auf, so wie es gesetzlich vorgeschrieben ist.

„Wenn du einen Betriebsrat gründest, musst du starke Nerven haben.“ (Kadir Solmaz)

Das Gründungsvorhaben musste gut vorbereitet und in der Anfangsphase geheim gehalten werden. Bei Bekanntwerden drohte Widerstand von der Arbeitgeberseite bis hin zur Kündigung. Die Gründung wurde auch tatsächlich angefochten. Der Arbeitgeber erhob den Vorwurf des Betrugs und beschuldigte die Initiatoren, dass der Wahltag zu spät bekannt gegeben wurde. Die Streitsache konnte dann jedoch ohne Gerichtsverfahren beigelegt werden. Wegen solcher Fallstricke ist es wichtig, den Detailablauf einer Betriebsratsgründung gut zu kennen und alle Vorschriften einzuhalten.

„Unser Erfolg, der macht mich stolz. Wir haben wirklich gekämpft und gestritten.“ (Kadir Solmaz)

Dieser Kampf war notwendig, weil Mitbestimmung unbequem für die Firma ist. Die Firma versuchte deshalb die Gründung eines Betriebsrates über lange Zeit zu verhindern. Nun jedoch macht der junge Betriebsrat Gebrauch von seiner Mitbestimmung. Er prüft, ob Lohnzahlungen und Kündigungen rechensind. Die Anliegen der Belegschaft werden in dreimonatlichen Besprechungen artikuliert und gehört. Der Kampf um Selbst- und Mitbestimmung ist mit der Gründung des Betriebsrates noch nicht vorbei: Die Vertreter der Arbeiterschaft haben noch viele Herausforderungen zu bewältigen. Aktuell etwa, einen passenden Raum für das Betriebsratsbüro zu finden.

„Willst du was erreichen, musst du kämpfen. So einfach ist das. Wenn du kein Kämpfer bist, dann hast schon verloren. So ist das Leben. Wenn du kämpfst, verlierst du vielleicht. Wenn du nicht kämpfst hast du schon verloren. Das Leben ist auch so. Wenn ihr jetzt kämpft, dann habt ihr vielleicht – vielleicht einen schlechten Job. Wenn ihr nicht kämpft, dann habt ihr sicher einen schlechten Job. Wie viele Leute schon sterben mussten, bis wir heute diese Rechte haben. Wir sind heute unkündbar. Das hats früher nicht gegeben. Diese Gesetze sind nicht einfach vom Himmel gefallen.“ (Kadir Solmaz)

Nach Norbert Klotz ist es kein Zufall, dass mit Solmaz und Ekenler zwei Migranten an der Spitze des neugegründeten Arbeiterbetriebsrates der Firma Wedl stehen. Seiner Erfahrung im TRM nach, waren gerade Nicht-ÖsterreicherInnen wichtig im Arbeiterkampf:

„Erstens sind sie, haben wir müssen feststellen, dass sie nicht so feige sind wie die Tirolerinnen und Tiroler, die was seit 300 Jahren von den Bauern beherrscht worden sind und heute noch ein feiges Volk sind, große Gosche nichts dahinter, haben wir müssen feststellen, dass bei Auseinandersetzungen in Betrieben, auf die Gastarbeiter zehnmal mehr Verlass ist. Wenn's um Abteilungsarbeitskämpfe geht, um Betriebsstilllegung geht, um Betriebsversammlungen geht, sind immer die türkischen Kollegen und die jugoslawischen Kollegen gestanden wie ein Panzer, haben sich mit beteiligt, und die Tiroler Feiglinge und Hosenscheißer sind lieber am Rand gestanden und haben geschaut, was läuft da ab, was passiert da.“

## 6. Arbeitswelt

### 6.1 Die Tiroler Röhrenwerke und die „Gastarbeitermigration“

Die Tiroler Röhren- und Metallwerke waren in Hall und Umgebung der größte Arbeitgeber für ausländische ArbeiterInnen. Zur Höchstzeit waren über 1.000 MitarbeiterInnen angestellt. Der Betrieb misst den beschäftigten AusländerInnen große Bedeutung bei: „Bei uns und bei anderen Firmen wäre es nicht gegangen ohne Gastarbeiter“, sagt der aktuelle Betriebsratsvorsitzende Armin Eberl (SpSc TRM – Elefantenrunde, 6.11.2012). Die Arbeit dort war und ist körperlich sehr anstrengend. Norbert Klotz, ehemals Betriebsrat beim TRM, sagt dazu folgendes: „Die Gießerei-Tätigkeit ist eine harte und eine schwere Tätigkeit und deswegen sind fast keine einheimischen Mitarbeiter zu rekrutieren gewesen.“ (min.1, Einzelinterview) Die ehemalige Leiterin der Personalabteilung Hildegard Seekircher des Tiroler Röhrenwerks (ehemals Tiroler Röhren- und Metallwerke) erinnert sich: „Einmal die Woche sind sie bei der Aufnahme des Personalbüros gestanden – da war der ganze Gang voll. Da ist gar nicht lang gefragt worden – wir waren ja froh, dass wir die Leute bekommen haben. Da ist aufgenommen worden und aufgenommen worden.“ Die Arbeitsbedingungen im Röhrenwerk der 1960er bis 1980er Jahre waren hart. Viele heute selbstverständlich erscheinende Erleichterungen mussten erkämpft werden. Der langjährige Betriebsratsvorsitzende Norbert Klotz erinnert sich:

„Die WCs von den Einheimischen waren abgesperrt, damit sie sauber sind. Die 100 türkische Kollegen mussten auf sieben WC gehen, bis wir neue bekommen haben, und da mussten wir klagen und prozessieren, damit wir Absaugungen bekamen. Dass wir gesündere Arbeitsplätze bekommen, dass wir Gummimatten am Boden bekommen, dass sie den ganzen Tag nicht am Betonboden haben stehen müssen, weil wir Facharbeiter haben natürlich Holzböden gehabt – Eichenböden - aber die Gastarbeiter sind im Dreck geboren, ist ja wurscht, wenn sie krank werden, hat man gesagt, entweder gehst du arbeiten oder du wirst gekündigt, und die sind halt krank arbeiten gegangen, und da hast du schon oft eine Wut bekommen, wie mit Menschen umgegangen wird und wie der Mensch ausgebeutet wird.“

Kamil Sezgin erzählt, wie er zum TRM kam und wie er die Arbeit damals erlebte:

„Ich kam 1968 und hier war schon ein Bekannter aus meinem Dorf eigentlich ein Verwandter, der hieß auch Sezgin, der hat bei Pümpel gearbeitet. Der war im Urlaub zu Hause und hat erzählt und gesagt, ich solle doch auch kommen. Und dann habe ich alles organisiert und bin dann gefahren. Und ich fand Arbeit in einer Tischlerei. Aber das war nichts und dann fand ich schließlich Arbeit im Röhrenwerk. Dann war ich da 35 Jahre. Durchgehend. Das war schwere Arbeit. In dieser Zeit gingen viele weiter nach Deutschland, weil man dort besser verdiente. Es gab damals noch keinen Kran im Röhrenwerk. Ich arbeitete beim Glühofen. Es war sehr heiß und schwere Arbeit. Und man hat uns Angst gemacht. Wenn ihr in den Krankenstand geht, werden wir euch kündigen. Ich hatte zwei Mal einen Leistenbruch, wegen dem schweren Heben. Und im Krankenhaus haben wurde das falsch operiert und da ist vier Mal Wasser eingelaufen. Aber insgesamt war die gesundheitliche Kontrolle schon gut beim Röhrenwerk.“

Norbert Klotz sieht die Arbeitsbedingungen und den Wechsel der ArbeiterInnen sehr kritisch: „Das waren wahnsinnig harte Arbeiten, nach fünf Jahren waren die fertig, haben's mit den Bandscheiben gehabt oder so, dann sind die nächsten gekommen.“ Er hat 1970 die Gründung eines arbeitsmedizinischen Zentrums durchgesetzt – um die ärztliche Versorgung der MitarbeiterInnen zu verbessern. Im TRM wurde auch durchgesetzt, dass alle MitarbeiterInnen neben Betriebsräten sogenannte „Gastarbeitersprecher“ wählen durften. Das aktive und das passive Wahlrecht hatten nur ArbeiterInnen mit einem österreichischen Pass, die beschäftigten MigrantInnen durften also nur Betriebsräte wählen, aber sich selber nicht wählen lassen. Erst nach einer EU-Richtlinie von 2001 wurde das passive Wahlrecht für alle ArbeiterInnen (unabhängig von der Staatsbürgerschaft) Schritt für Schritt umgesetzt, die Reform dauerte bis 2006. Auch Ayhan Karagüzel wurde als „Gastarbeitersprecher“ gewählt. Die Aufgaben der Sprecher waren, für sämtliche Probleme und Anliegen ein offenes Ohr zu haben. Es gab auch Themen, die nur MigrantInnen betrafen: zum Beispiel Visa, Passverlängerungen oder Arbeitsgenehmigungen.

In der Betriebszeitung (September 1967) beantworten Herr Ing. Mücke, Gießereidirektor, und Herr Dipl.-Ing. Ruckenbauer, Personalchef, Fragen zu den angestellten MigrantInnen. Sie nehmen sich kein Blatt vor den Mund: Aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwungs fehlen österreichische „bodenständige Arbeitskräfte“ – vor allem für Arbeiten, die „unter erschwerten Bedingungen“ ausgeführt werden müssen, finden sich keine „einheimischen Arbeitskräfte“ mehr. Ausländische ArbeiterInnen werden für jene Arbeiten eingestellt die den ÖsterreicherInnen/TirolerInnen zu anstrengend, hart, gefährlich, nicht angesehen genug oder schlecht bezahlt sind. Auf die Frage, wie die „Fremdarbeiter“ ihre Freizeit gestalten, antworten die TRM-Mitarbeiter folgendermaßen: „Wir sind mit allen unseren Fremdarbeitern im allgemeinen recht zufrieden. Ihr Verhalten im Betrieb sowie auch in der Freizeit und Unterkunft ist entsprechend, wenn sie nur richtig geführt werden.“ Der Verweis auf die Freizeit ist bemerkenswert, da er die rein wirtschaftliche Kosten-Nutzen Rechnung sprengt. Allerdings ist der letzte Satz Ausdruck eines paternalistischen Blicks auf die angeworbenen ArbeiterInnen. Die Texte der TRM-Betriebszeitung sind jedoch nicht eindimensional: Im April 1968 wird unter dem Titel „Zum Gedenken“ der unerwartete Tod eines 53jährigen Mitarbeiters aus Herzegowina bedauert und von einer Abschiedsfeier berichtet, die offiziell vom TRM abgehalten wurde. Verwandte aus seinem Geburtsort, die den Leichnam nach Herzegowina überführten, und einige jugoslawische Kameraden waren bei der Feier anwesend. Der Personalchef sprach am Haller Friedhof Worte des Dankes für eine zweieinhalbjährige Dienstzeit, in der er gute Leistungen erbracht habe und sehr verlässlich gewesen sei. „Wir hätten ihm gerne noch einige Jahre gegönnt, nun aber sei es an uns, ihm für seine Arbeit zu danken. Er möge nach langer Fahrt friedlich in seiner Heimat Erde ruhen.“ Diese Gedanken wurden von einem Mitarbeiter ins Kroatische übersetzt. Diese Begebenheit ist Ausdruck einer bemerkenswert Gleichbehandlung: Ein Mitarbeiter (in diesem Fall aus Herzegowina) ist gestorben, ihm wird zum Abschied gedankt und gedacht – auch auf Kroatisch. Der Geburtsort scheint in diesem Fall nicht nur völlig unwichtig, darüber hinaus wird durch die Übersetzung ganz selbstverständlich der Realität einer Migrationsgesellschaft Rechnung getragen, was in Hall 1968 eine ungewöhnliche Leistung ist, da dies auch heute noch nicht selbstverständlich ist.

Das Röhrenwerk war jedoch nicht der einzige Betrieb, der in größerem Umfang „Gastarbeiter“ aus der Türkei und Jugoslawien beschäftigte. Das Haller Textilwerk war ein vor allem für die weibliche Arbeitsmigration wichtiger Betrieb. Dort arbeitete Sefer Yıldırım, die auf dem offiziellen Weg der strukturierten Arbeitsmigration nach Hall kam. Bevor ihr eine Arbeiterlaubnis ausgestellt wurde, musste sie sich einer umfangreichen ärztlichen Untersuchung in Istanbul unterziehen. „Der türkische Arzt untersuchte meinen ganzen Körper – auch mein Urin und meine Blutwerte wurden gemessen und ein Lungenröntgen wurde gemacht. Von A bis Z wurde alles untersucht.“ (ca. min. 32) Sie war gesund und konnte nach Tirol reisen, um ihre Stelle als Näherin anzutreten.

Wesentlich mehr Menschen nahmen jedoch den inoffiziellen Weg der Einreise, so auch ihr Ehemann, Arif Yıldırım, der als „Tourist“ 1973 nach Tirol kam. Sein Bruder arbeitete bereits in Hall und nahm ihn mit. Herr Yıldırım arbeitete, obwohl er ausgebildeter Dreher und Schlosser war, zuerst in einem Hotel in Serfaus (min. 33). Er wollte aber nach Hall, um eine bessere Stelle zu finden. Deswegen versuchte er für seine Ehefrau eine Stelle aufzutreiben – bei Susi-Moden. Durch die offizielle Anwerbung von Frau Yıldırım bekam Herr Yıldırım als ihr Ehemann eine Beschäftigungsgenehmigung und eine Aufenthaltserlaubnis.

## 6.2 Migrantische Selbstständigkeit

Muharem Ayanlar eröffnete im Februar 1989 ein türkisches Spezialitätengeschäft in der Fassergasse. Dort gab es hauptsächlich Produkte aus der Türkei zu kaufen. Die Verkaufsschlager waren: türkisches Fladenbrot, Obst und Gemüse. Der Import war damals schwieriger als heute. Herr Ayanlar hatte eine internationale Kundschaft in seinem Spezialitätengeschäft. 1992 siedelte er in die Schlossergasse, weil es dort ein günstigeres Ladenlokal gab. Sein Motto während dieser frühen Jahre der Selbstständigkeit war „Wenn jemand will und wenn jemand denkt, er schafft das, dann klappt das auch.“

Muharem Ayanlar erzählt:

„Ich hab schon auch unselbstständig gearbeitet, bei Wedl, so 6, 7 Jahre. Dann hatte ich die Idee ein Spezialitätengeschäft zu eröffnen. Damals gab es nur eines in der Innstraße, ein kleines türkisches Geschäft. Aber wir wollten das noch besser machen. Wir haben das probiert und das war recht gut, die ersten zwei Jahre, das war in der Fassergasse. Das war 1989, da habe ich damit angefangen. Bis 1992 lief das. Die Produkte waren hauptsächlich aus der Türkei, aber der Import war damals schwerer als heute. In Dornbirn gab es einen Großhandel mit allen türkischen Lebensmitteln. Ja, ich bin gerne Geschäftsmann. Das Spezialitätengeschäft, der Hauptgrund für das Ende war, dass die Miete in der Schlossergasse billiger war. In der Fassergasse habe ich 4000 Schilling Miete bezahlt und 4000 Schilling für Gewerbe. In der Schlossergasse, da hab ich dann ein Geschäft gehabt, war es nur 25000 Schilling und 5000 Schilling Strom.“

Heute führt Muharem Ayanlar das kleine Café Rose, in dem vor allem gespielt wird. Die Familie Ayanlar ist heute stark vertreten unter den Haller Gewerbetreibenden: Ohne sie gäbe es in Hall weder das Café Rose noch das Chilis und den Teleunion Shop.

## 6.3 Familiengeschichte Onay

Onay senior kam 1970 nach Hall. In der Türkei war er in der Landwirtschaft tätig, in Tirol arbeitete er in den Anfangsjahren in der Bauwirtschaft. Mit seinem Bruder (einem Lehrer) beschloss er 1988, sich selbstständig zu machen. Zu dritt machten sie sich auf die Suche nach einem geeigneten Lokal. Mustafa Onay war – aufgrund seiner guten Deutschkenntnisse – von Anfang an bei Verhandlungen und Besprechungen dabei.

Es kamen mehrere Bäckereien in Frage, bis sie auf die Räumlichkeiten von Willi Kasenbacher gestoßen sind. Kasenbacher hatte bereits in seinem Café Erfahrungen mit MigrantInnen gemacht und vermietete der Familie Onay Räume über dem ehemaligen Café. Sie eröffneten dort ihre erste Bäckerei. Mustafa Onay erklärt, wie es zur Idee mit der Bäckerei kam: „Es sollte etwas sein, das den Markt bereichert. Auf der einen Seite sollte dem Landsmann gedient werden, auf der anderen Seite sollte es

auch verbinden. Also etwas, das den Inländer auch anspricht. Wir kamen auf die Idee, türkisches Brot zu produzieren.“ Die Bäckerei lief sehr gut, der Bedarf an türkischem Brot war da. Bald wurde die Palette erweitert: zum Brot kam Tee, dann Bulgur – „die Sache kam so ins Rollen.“ Mustafa Onay beschreibt die Geschäftsidee als eine „Brückenbau-Funktion“: „Wir vertreiben Produkte aus unserer Ursprungsheimat und verkaufen sie in unserer neuen Heimat.“ 1990 wurde die heutige Filiale auf der Innsbruckerstraße 60 eröffnet – mittlerweile werden rund 5.000 Produkte verkauft.

Glück und die Unterstützung von manchen Tirolern/Tirolerinnen ermöglichte diese Erfolgsgeschichte: zum Beispiel die Nachhilfe des ehemaligen Volksschuldirektors. Beiträge wie diese waren für die Familie Onay wichtig – auch bei der anfänglichen Suche nach einem Geschäftslokal: „Ich denke, dass der Haller und die Hallerin anders ist. Er ist viel offener“, sagt Mustafa Onay. Es war also nicht ganz zufällig, dass die erste Filiale in Hall eröffnet wurde.

Mustafa Onay ist eher zufällig ins Geschäftsleben eingestiegen. Er beschreibt sich selbst nicht als den typischen Unternehmer-Typ. Sein Ziel war es, „bei der Uni nur einmal zur Tür rein zu kommen“, das hat er geschafft. Hinter den Filialen des Supermarktes Onay steckt viel Arbeit: „es sind lange Tage, früh auf, spät ins Bett, auch am Wochenende – da muss man da sein.“ Heute führt er gemeinsam mit seinem Schwager die Firma – es gibt Filialen von Hall bis Telfs (dort wurde im November 2013 die neueste eröffnet).

## 7. Transnationale Lebenswelten

Die Herkunftsorte der heute in Hall lebenden MigrantInnen sind regional stark konzentriert. Der Grund hierfür ist Kettenmigration, das heißt, oft reisten Bruder, Freund, Cousin oder Schwester, Freundin und Frau schon in Tirol lebenden Verwandten oder Freunden nach. Für die Türkei lassen sich die Provinzhauptstadt Uşak im Westen und die Region rund um die große Hafenstadt Trabzon im Nordosten und am Schwarzen Meer ausmachen. Die Sommermonate verbringen viele der Haller TürkInnen in einer dieser beiden Regionen. Die jungen Frauen Mürvet Sandıkçı und Kati Güven fotografierten im Sommer 2013 für sie wichtige Orte in der Herkunftsgegend ihrer Eltern und Großeltern. Durch Briefe mit Bildern, Videoaufnahmen, Telefonate und regelmäßige Reisen und Besuche entstand ein dichtes Netz transnationaler Verflechtungen zwischen Hall in Tirol und Uşak bzw. Trabzon. Die Herkunftsorte in (Ex-)Jugoslawien waren weniger stark regional konzentriert. Ein gutes Drittel der MigrantInnen hatte die serbische Staatsbürgerschaft, beinahe zwei Drittel stammt aus dem heutigen Bosnien und Herzegowina, sechs Prozent aus Kroatien und einige weitere geringere Prozentzahlen aus den übrigen Nachfolgerepubliken.

Traurige transnationale Lebensrealität waren die Jugoslawienkriege, die auch in Hall omnipräsent waren. Bängen um Freunde und Verwandte, Trauer, Verlust, und Gewalterfahrungen prägten den Alltag und überlagerten in der Erinnerung der ehemaligen ArbeitsmigrantInnen aus Jugoslawien den einige Jahre zurückliegenden Migrationsakt. Ante Blatancić beschreibt seine persönlichen Erfahrungen:

„Das schlimmste war, hat Mutter und Schwester erzählt, Wasser holen! Du musst zick-zack durch die Straße, das war, die Leitungen haben nicht funktioniert! Da war ein Brunnen und so. Das schlimmste war, da musst du auf die Straße, da musst du so gehen und so. War Katastrophe. Und der Park! Ein wunderschöner Park mitten im Zentrum von Sarajewo: Kastanien, Linden, das war alles kahl! Ich bin gekommen, zum ersten mal 2005, war ich unten bei meiner Mutter in Sarajewo. Alles abgeschnitten und so, Steine, und jeder hatte so, Kraut oder Zwiebel eingesetzt, alles war kahl. Die Leute haben im Winter nichts zum Feuer machen. Fenster! Wenn jemand geflüchtet ist - die Fenster sind ausgerissen, verheizt worden. Das war schlimm! Ich bin gekommen bis zum Psychiater. Ich habe geträumt! Mutter! Blut! Alles mögliche. Ich bin beim Psychiater gewesen, der hat mir Tabletten gegeben, die haben mich ein bissl beruhigt. Wenn ich gearbeitet habe, das war nicht so schlimm, aber wenn ich nach hause gekommen bin, und dann legst du dich auf

die Couch... ich habe gezittert, Spannung! Ich habe eineinhalb Jahre nicht gewusst, wo sie sind! Schlimm, schlimm. Ist schlimm.“

Auch im Arbeitsalltag des Röhrenwerks schlug sich der Krieg auf dem Balkan nieder:

„Danach war es sehr schlimm, der Krieg in Jugoslawien, wie sich die Serben, die Bosnier, die Slowenen, die Kroaten getrennt haben, das war schon zum Weinen manchmal; was du so erlebt hast, wo du versucht hast den Streit zu schlichten, das waren schon schlimme Zeiten. Aber sie sind jetzt auch vorbei, nur es ist, wenn du das alles gehört hast, und Leute weinen gesehen hast, weil sie 40 Jahre da oben gearbeitet haben, oder 20 Jahre, oder 30 Jahre, und dann das ganze Geld hinunter geschickt haben, in die Häuser usw.. Und dann, nachher, haben sie alles verloren. Dass sie nach 30 Jahren Röhrenwerk-Arbeiten vor dem Nichts gestanden sind.“ (Norbert Klotz)

## 8. Mediale Berichterstattung und Stadtchronik

Die Informationsquelle für das Geschehen am Ort war in den 1960er und 1970er Jahren die Lokalzeitung, der „Haller Lokalanzeiger“. Seine Berichterstattung griff sowohl überregionale Themen auf als auch lokale Ereignisse. Migration und MigrantInnen wurden selten thematisiert. Die Perspektive der MigrantInnen fehlt vollständig. Alle migrationsrelevanten Artikel sprechen über MigrantInnen und stellen dabei Alltagsrassismus und Differenzdenken zur Schau. Die Berichte lassen sich grob in drei Kategorien einteilen: am häufigsten wird über „kriminelle Ausländer“ berichtet, daneben wird die Not von Flüchtlingen besprochen und schließlich finden sich vereinzelt Berichte zur Wirtschaftslage, in denen ausländische ArbeiterInnen statistisch aufscheinen. MigrantInnen kommen entweder als kriminell oder hilfsbedürftig bzw. in Form von Zahlen vor. AusländerInnen, die nicht als Flüchtlinge klassifiziert werden, wird keine Solidarität entgegengebracht. Der „Haller Lokalanzeiger“ berichtet keineswegs ausgewogen über Migration und MigrantInnen. Die Berichte sind manipulativ und einseitig, wie allein schon die Titel zeigen: „Bissiger Gastarbeiter“, „Türke griff Passantin an“, „Gewalttätiger Gastarbeiter“, „Türkisches Radfahren“.

Der kurze Artikel mit der Überschrift „Türkisches Radfahren“ berichtet von der Kollision eines Radfahrers mit einer Autofahrerin:

„Unter Mißachtung der Stoptafel an der Ecke der Straubkaserne war ein Türke mit dem Rad in die Kreuzung eingefahren und wurde dabei von einer PKW-Lenkerin aus Gnadenwald niedergefahren. Der Türke blieb zum Schrecken der Frau bewußtlos liegen.“

Die Nationalität der Autofahrerin bleibt unerwähnt. Vermutlich ist sie Österreicherin; das alleinige Benennen des Anderen ist eine verbreitete Praxis der Ausgrenzung. Die Herkunft des Radfahrers findet Eingang in den Titel und wird mit seiner Handlung verbunden: Rassismus in seiner reinsten Form. Darüber hinaus wird dem Radfahrer sämtliche Schuld an dem Unfall gegeben. Der letzte Satz verdeutlicht die Perspektive der Berichterstattung: „Der Türke blieb zum Schrecken der Frau bewußtlos liegen“. Der Schreck der Frau wird als eigentlich bedauernswertes Ergebnis des Unfalls festgehalten. Der Gesundheitszustand des Verunglückten wird nicht erwähnt.

Die Berichterstattung des „Haller Lokalanzeigers“ ist im besten Fall paternalistisch, oft jedoch kriminalisierend, menschenverachtend und rassistisch. Allgegenwärtig ist die Unterscheidung zwischen der autochthonen Haller Bevölkerung und den kürzlich migrierten.

Neben der Lokalzeitung gibt es eine Stadtchronik, die der damalige Leiter des Stadtarchivs verfasste. In ihr wurden all jene Ereignisse notiert, die als bedeutend für die Haller Stadtgeschichte eingeschätzt wurden. Migration und MigrantInnen wurden auch hier sehr selten thematisiert. Die problematischen Zuschreibungen gleichen sich währenddessen. In der Chronik wird das Thema auf Statistik reduziert (Zahl und Herkunft der AusländerInnen) oder es werden rassistisch-herabsetzende Kommentare ein-

gestreut. Eine Notiz vom 4. Juli 1973 zeugt von diesem negativen Grundton: „Die baufällige Veranda des Gasthofes Engl wird abgetragen. Der gänzlich verwahrloste Bau diente die letzten Jahre dem Ausschank an Gastarbeiter, dann ihrem und der Ratten Liebesleben.“

Diese Berichte sind eine Quelle der zeitgenössischen Sicht der Haller ‚Mehrheitsgesellschaft‘. Es finden sich keinerlei kritische Analysen oder Gegenerzählungen, die einen strukturellen Blick auf die Ausländerbeschäftigung in Hall ermöglichen. Diese problematischen Erzählungen des Haller Lokalanzeigers müssen deshalb unterlaufen, durchbrochen, gegen den Strich gebürstet und ergänzt werden, um einen multiperspektivischen Blick auf die Haller Migrationsgeschichte zu ermöglichen.

## 9. Diskriminierende Erfahrungen und Rassismus

Diskriminierungen erfuhren MigrantInnen häufig nicht nur infolge der gesetzlichen Bestimmungen, sondern auch in ihrem Alltag. So waren die Haller Gaststätten nicht offen zugänglich für MigrantInnen, denn in den meisten Lokalen wurden sie nicht bedient. Die einzige Ausnahme bildete das Kaffee Kasenbacher, in dem, so berichteten mehrere ZeitzeugInnen, regelmäßig sogar jugoslawische sowie türkische Abende veranstaltet wurden.

Auch die bereits existierenden Vereine in Hall zeigten sich wenig offen gegenüber den neuen HallerInnen. Ante Blatanić, erinnert sich an erfolglose Beitrittsversuche:

„Ich wollte in den Club von Wanderern, das war in Vomp, da oben, Aldrans oder Vomp, ich weiß selber nicht mehr. Da haben sie mich nicht genommen, weil ich Ausländer war. Das zweite. Und das dritte: ich wollte auch zu den Schützen! Mir hat das gefallen, die Uniform, ich wollte auch. Auch nicht.“

Auch wer diese Zeit als Schulkind erlebte, hatte mit rassistischen Diskriminierungen zu kämpfen. Hatice Babacan erinnert sich an ihre Schulzeit in Telfs.

„Die Schulzeit war schlimm für mich, ich bin ausgespottet worden, beleidigt, schieß Türke, du stinkst, etc.; türkische Kinder sind einfach in die Sonderschule geschickt worden, weil sie nicht Deutsch gesprochen haben, niemand hat ihnen was erklärt, sie ist als 2-jährige gekommen 1975, haben sich dann in der Türkei um ihren Opa gekümmert, ab 1981 waren alle fix in Tirol; ihre Mutter hat am Feld in Kematen gearbeitet, ihr Vater hat in einer Lederfabrik in Pfaffenhofen gearbeitet, wir waren 5 Kinder, alle wurden in die Sonderschule geschickt.“

## 10. Rechtliche Rahmenbedingungen der (Arbeits-)Migration nach Österreich

1938 *Inkrafttreten der Ausländerpolizeiverordnung*

1941 *Inkrafttreten der Deutschen Reichsverordnung über ausländische Arbeitnehmer vom 23.1.1933*

1954 *Fremdenpolizeiverordnung löst Ausländerpolizeiverordnung 1938 ab, ist ihr aber stark nachempfunden*

1961 *Raab-Olah-Abkommen*

1962 *Einrichtung der Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte*

1962 *Jährliche Kontingentvereinbarungen*

1962 *Anwerbeabkommen mit Spanien*

1964 *Anwerbeabkommen mit der Türkei*

1966 *Anwerbeabkommen mit Jugoslawien*

1969 *Passgesetz*

1975 *Ausländerbeschäftigungsgesetz*

Bis zur Verabschiedung des **Ausländerbeschäftigungsgesetzes 1975** war die **Deutsche Reichsverordnung über ausländische Arbeitnehmer** vom 23. Jänner 1933 die rechtliche Grundlage der Beschäftigung von NichtösterreicherInnen. Diese trat 1941 in Österreich in Kraft und löste das bis dahin gültige **Inlandsarbeiterschutzgesetz** ab. Mit dem **Reichsüberleitungsgesetz** erlangte sie 1945 Gültigkeit in der Zweiten Republik und hatte bis zum Inkrafttreten des Ausländerbeschäftigungsgesetzes 1975 Bestand. Wichtigster Punkt war die Einführung einer verpflichtenden **Arbeitserlaubnis** für ausländische ArbeitnehmerInnen, die zusätzlich zur **Beschäftigungsbewilligung**, die die ArbeitgeberInnen einholen mussten, nötig war. Mit den **sozialpartnerschaftlichen Kontingentvereinbarungen** etablierte sich jedoch eine Rechtspraxis jenseits der aufwändigen doppelten Bewilligungspflicht des Einzelfalls.

Am 28. Dezember 1961 schlossen der Gewerkschaftspräsident Franz Olah und der Präsident der Wirtschaftskammer Julius Raab das nach ihnen benannte **Raab-Olah-Abkommen**, das den Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt liberalisierte. Grund war Arbeitskräfteknappheit in fast allen Sektoren der Wirtschaft. Wegen besserer Löhne war die Abwanderung nach Deutschland hoch, durch die Verlängerung der Schulpflicht entfiel ein ganzer Jahrgang an Berufseinsteigern. Seit 1962 vereinbarten die Sozialpartner, die sich aus der Bundeskammer der gewerblichen Wirtschaft, dem ÖGB und der Präsidentenkonferenz der Landwirtschaftskammern Österreichs zusammensetzten, deshalb jährlich Kontingente für die Beschäftigung von ausländischen ArbeitnehmerInnen. Pro Jahr wurden mehrere hundert Kontingente, jeweils regional und branchenspezifisch definiert, festgelegt. Die Anzahl der zu erteilenden Beschäftigungsgenehmigungen der zuständigen Arbeitsämter hing von den vereinbarten Kontingenten ab. Bei den über das Kontingent angestellten Arbeitskräften entfiel die gesetzlich notwendige doppelte Bewilligungspflicht auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite; Arbeitgeber mussten nicht länger nachweisen, dass für die auszuübende Beschäftigung keine inländische Arbeitskraft zur Verfügung stand. Die Kontingentvereinbarungen waren als Übergangslösung gedacht, die hohe Flexibilität dieser Praxis und der geringe bürokratische Aufwand für die Arbeitgeber sind Gründe, warum das Ausländerbeschäftigungsgesetz, das diese Praxis beendete, erst 1975 verabschiedet wurde. Obwohl die Prüfung des Arbeitsmarktes in der Praxis meist entfiel, war das **Inländerprimat**, das Vorrecht von ÖsterreicherInnen vor AusländerInnen bei der Arbeitsplatzvergabe, wichtiges Strukturmerkmal sowohl am Arbeitsmarkt als auch in der Sozialpolitik.

Das **Raab-Olah-Abkommen** und die im Jahre 1962 einsetzenden **Kontingentvereinbarungen** allein lockten nicht die gewünschte Anzahl an ausländischen ArbeitnehmerInnen nach Österreich, weshalb **Anwerbeabkommen** mit einzelnen Staaten geschlossen wurden: 1962 mit Spanien, das jedoch praktisch keine Anwerbungen nach sich zog, 1964 mit der Türkei und 1966 mit Jugoslawien. Der Zusammenhang zwischen der tatsächlichen Ausländerbeschäftigung und dem Abschluss der Anwerbeabkommen ist kein unmittelbarer, eine „vorläufige Vereinbarung“ mit der Türkei ermöglichte es beispielsweise der Außenhandelsstelle in Istanbul bereits 1962 mit der Anwerbung zu beginnen. Zeitgleich mit dem ersten Anwerbeabkommen nahm die **Arbeitsgemeinschaft für die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte** in der Bundeswirtschaftskammer ihre Arbeit auf. Das offizielle Procedere sah vor, dass die österreichischen Betriebe bei der Arbeitsgemeinschaft anfragten und gegen eine Gebühr BewerberInnen vermittelt bekamen, die sich bei den Anwerbekommissionen in Belgrad oder Istanbul beworben hatten. Erfolgreich vermittelte Arbeitssuchende bekamen eine sog. Einzelzusicherung ausgestellt, mit der ihnen eine vorläufige Aufenthaltsgenehmigung im österreichischen Konsulat ihres Heimatlandes ausgestellt wurde. Die Anwerbekommissionen in Istanbul und Belgrad spielten jedoch durch all die Jahre hindurch nur eine untergeordnete Rolle, weil die meisten EinwanderInnen als TouristInnen einreisten. Türkische und jugoslawische Staatsangehörige durften sich seit 1955 bzw. 1965 bis zu drei Monate ohne Visum in Österreich aufhalten. Der Politik der Sozialpartner lag die Logik eines **Rotationsprinzips** zugrunde: „GastarbeiterInnen“ sollten nach wenigen Jahren in ihr Heimatland zurückkehren. An eine Niederlassung wurde nicht gedacht, um möglichst flexibel auf die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes reagieren zu können und keine dauerhafte Einwanderung nach Österreich zu ermöglichen. Die Praxis unterschied sich auch hier stark von der Theorie, dem Rotationsprinzip kam in der Realität kaum Bedeutung zu. Weder wollten die Betriebe auf ihre angelernten ArbeiterInnen verzichten, noch wollten diese ihre Arbeitsplätze verlassen.

Eine Beschäftigungsgenehmigung allein reichte nicht aus, um in Österreich berufstätig zu sein. Ihr voraus ging die aufenthaltsrechtliche Erlaubnis, sich rechtmäßig in Österreich aufzuhalten. Rechtliche Grundlage hierfür war die **Ausländerpolizeiverordnung** 1938, die 1954 von der ihr stark nachempfundenen **Fremdenpolizeiverordnung** abgelöst wurde. Der Aufenthalt wurde darin einer grundsätzlichen Genehmigungspflicht unterworfen, außerdem wurden die Zwangsmittel Schubhaft und Abschiebung geschaffen. Für einen rechtmäßigen Aufenthalt in Österreich bedurfte es eines Sichtvermerks im Reisepass. Im **Passgesetz** 1969 wird die Notwendigkeit von Sichtvermerken u.a. mit der Gefahr der „Überfremdung“ begründet. Solange die passrechtlichen und fremdenpolizeilichen Voraussetzungen nicht erfüllt waren, wurde die Bewilligung der Beschäftigung verweigert. In der Praxis biss sich in dieser Frage „jedoch die Katz‘ in den Schwanz“, so der ehemalige Leiter des Arbeitsamts in Hall. Es war unklar, welche Erlaubnis auf welcher aufbaute, feststand allerdings, dass sie sich gegenseitig bedingten. Bei Verlust des Arbeitsplatzes drohte der Verlust des Aufenthaltstitels.

Das **Ausländerbeschäftigungsgesetz 1975** hatte wenig Einfluss auf das Leben jener NichtösterreicherInnen, die bereits im Land waren, spiegelt jedoch den Einstellungswandel der Mehrheitsbevölkerung wider. Die durch Ölschock 1973 und folgende Rezession ausgelöste Rückwanderungsbewegung fiel weniger groß aus als erwartet, statt kollektiver Abwanderung forcierten viele in Österreich tätigen AusländerInnen die Dauerhaftigkeit ihres Aufenthalts und ließen sich als Familie nieder; ein weiteres Beispiel für die beschränkte staatliche Steuerbarkeit von Migration. Im Ausländerbeschäftigungsgesetz, das die Autonomie der ArbeitgeberInnen beschränkte, lässt sich die kritische Haltung inländischer ArbeitnehmerInnen ablesen, das Inländerprimat wurde aktualisiert und verstärkt. So dürfen Arbeitgeber nach §3,1 nur bei der Vorlage einer Beschäftigungsbewilligung oder eines Befreiungsscheines AusländerInnen beschäftigen und diese Beschäftigungsbewilligung ist in §4 zahlreichen Voraussetzungen unterworfen: der Lage und Entwicklung des Arbeitsmarkts sowie wichtigen öffentlichen oder gesamtwirtschaftlichen Interessen; außerdem dem Vorliegen eines inländischen ärztlichen Zeugnisses, einer für Inländer ortsüblichen Unterkunft sowie einer schriftlichen Erklärung des Arbeitgebers, die Kosten für die Durchführung eines etwaigen Aufenthaltsverbots einschließlich der Kosten der Schubhaft zu übernehmen. Zur arbeitsrechtlichen Stellung von NichtösterreicherInnen sagt §8, dass zwar gleiche Lohn- und Arbeitsbedingungen sicherzustellen seien, vor der Einführung von Kurzarbeit oder bei Verringerung der Arbeitsplätze die Beschäftigungsverhältnisse der Ausländer jedoch zu lösen seien. Zudem blieben die betrieblichen Mitbestimmungsmöglichkeiten von Nicht-Österreichern, beispielsweise das passive Betriebsratswahlrecht, beschränkt.